

Rainer Maria Rilke: Fünf Briefe an Frau G. Nölke

Autor(en): **Obermüller, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **20 (1952-1953)**

Heft 5

PDF erstellt am: **26.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759324>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

RAINER MARIA RILKE:
FÜNF BRIEFE AN FRAU G. NÖLKE

Ein Beitrag zur Biographie von Rilkes Schweizer Jahren

Herausgegeben von Paul Obermüller

Am Montag, dem 28. Juli 1919, mittags, kam Rilke mit dem Gepäckwagen der Post in Soglio, Val Bregaglia, an. Er stieg in der Pension Willy ab, die in einem der drei Salis'schen Palazzi, der Casa Battista, eingerichtet war. Bereits am folgenden Tage erzählte er in einem Brief an seine Freunde Inga und Rudolf Jungmanns in Sils-Baseglia: «... So fuhr ich, nicht eben herrschaftlich, aber sehr vergnügt, durch die schönen Kastanienwälder herauf und stieg genau zur Lunch-Zeit, um halb eins, vor dem Palazzo Salis ab, wo mich eine bereite Aufnahme und viel viel Post erwartet hat. Déjeuner in dem alten Eßsaal zu ebener Erde, den Sie kennen, an einem kleinen für mich vorbereiteten Tisch... und mir nah am Fenster, an einem runden Tisch, eine Dame mit vier schönen Kindern und einer japanisch aussehenden Erzieherin...» (Rilke: Briefe, Olten 1945, S. 7 ff.).

Diese Dame war die Empfängerin unserer Briefe, Frau G. Nölke mit ihren drei (nicht vier) Kindern und einer Japanerin, Frau Asa.

Frau Auguste (Gudi) Nölke wurde am 15. Juni 1874 in Holle in Oldenburg als Tochter des Pastors August Senckel geboren und ist am 6. November 1947 zu Meran gestorben. Sie war seit 1905 mit dem Ingenieur Hans Nölke, geb. in Berlin am 25. März 1879, verheiratet, der am ersten Weihnachtstag 1917 in Düsseldorf plötzlich nach kurzer Krankheit starb. Die Familie lebte vor dem Ersten Weltkrieg von 1905 bis 1914 in Japan, wo Hans Nölke auch in reger geschäftlicher Verbindung mit dem großen Handelsunternehmen Mitsui stand. Von den Kindern ist der älteste, Hans, am 19. August 1908 in Bad Kreuznach geboren, Raymund in Tokio am 23. Januar 1910 und Renate in Karuisawa am 23. September 1911. Frau Nölkes Vater, der Pastor August Wilhelm Senckel (30. 12. 1831 — 27. 1. 1890), der aus Oberschlesien stammte, war mit einer Schweizerin, Martha Ramsauer (geb. Oldenburg 19. 11.

1838, gest. Bad Kreuznach 23. 1. 1905), verheiratet. Deren Vater Johannes Ramsauer von Herisau im Kanton Appenzell, geb. 1790, kam als Knabe zu Pestalozzi nach Burgdorf in die Schule und wurde später Mitarbeiter des großen Pädagogen und Menschenfreunds. Nach einer Zwischenzeit in Würzburg berief man ihn zum Prinzenerzieher an den großherzoglichen Hof in Oldenburg. Verheiratet war er seit dem 14. Oktober 1817 mit Wilhelmine Schultheß, geb. am 6. Juli 1795, Tochter des Diakon an der St.-Peterskirche in Zürich, Hans Georg Schultheß-Tobler (1758 bis 1802); sie starb, fünf Tage nach der Geburt ihrer Enkelin Auguste, die das jüngste der 13 Kinder von Wilhelmine Ramsauer war, am 20. Juni 1874 in Oldenburg.

Frau Nölke lebte nach Kriegsende in der Schweiz, um von einem Lungenleiden zu genesen. Ihre Lage war wie die Rilkes durch die Auswirkungen der in Deutschland einsetzenden Inflation sehr schwierig. Ueber das Vermögen von Deutschen in Japan gab es damals noch keine gesetzlichen Regelungen; sechs Kisten mit wertvollem Privateigentum lagen seit Kriegsbeginn in Alexandria (Aegypten) fest. Die Begegnung mit dem Dichter gab der vom Schicksal hart geprüften Frau jene innere Hilfe und Kraft, um aller Schwierigkeiten der Zeit Herr zu werden. Die folgenden Briefe zeigen wie in einem Spiegel diese natürliche, sorgende und immer hilfsbereite Frau, die nicht nur eine gute Mutter war, zeitweise ihre Kinder selbst unterrichtete, sondern auch eine großgesinnte Natur, nie eines niederen Gedankens fähig und von seltener persönlicher Anspruchslosigkeit. An der Haltung des Briefschreibers, der ja so genau auf die Psyche des Gegenüber einging, errät man die Festigkeit, Vornehmheit und Zurückhaltung der Empfängerin. «Sie haben die große reiche Begabung, in jedem Tag, der kommt und ist, das Leben selbst zu sehen und anzureden, und so antwortet es Ihnen auch immer auf der Stelle», schreibt Rilke später einmal an sie.

Es war das Verdienst von Frau Nölke, wenn dem Dichter die den Gästen sonst verschlossene Bibliothek des Palazzo Salis für seine Arbeit zur Verfügung gestellt wurde. Sie bewog die Wirte Torriani, den kleinen altmodischen Raum, «still gegen den Garten zu gelegen», zu öffnen: «Da sitze ich nun . . . —, und lobe lobe den Instinkt, der mich hierher getrieben hat.» Soglio bot erstmals den schützenden Raum, wie ihn der Dichter für seine innere Sammlung brauchte. Immer wieder steht ihm die alte Bibliothek später vor Augen bei der Suche nach einem bleibenden Aufenthalt. In einem Brief aus Nyon vom 5. Oktober 1919 schreibt Rilke an

seinen Verleger Anton Kippenberg nach Leipzig: «... hat das alte Haus in Soglio mit seinem kleinen alten Garten und dem wunderbaren (bescheidenen und doch so genau erfüllenden) Bibliotheksraum mir gezeigt, wie es für lange hinaus um mich herum aussehen sollte im besten, im vollkommensten Falle.»

Die Briefe zeigen in ihrer geschlossenen Folge eine menschlich unmittelbare, auf persönlicher Begegnung beruhende Freundschaft; sie zeigen den Dichter in seiner allseitigen, lebendigen Wirklichkeit, in seiner tätig-menschlichen Bewährung zum Mitmenschen, aber auch in den schwierigen wirtschaftlichen Problemen seines von äußeren Unsicherheiten fast stets bedrohten Alltags. Die biographische Situation Rilkes seit der Einladung in die Schweiz, vom Juni 1919 bis zum Herbst 1921, ist die der Heimatlosigkeit; immer auf der Suche nach einer neuen Stätte des Bleibens, ist er einem ähnlichen Geschick ausgesetzt wie die Briefpartnerin: Der Kampf mit einem dichten Netz bürokratischer Hindernisse und Erschwerungen, das Schicksal der Emigration wird freimütig und zukunftsdeutend gesehen: «Vielleicht daß jetzt aus solchen Combinierungen von Emigrierten, die einander sonst nicht würden begegnet sein, am Ehesten *Zukunft* entsteht... Wer kann es wissen?» Seine Hilfsbereitschaft zeigt sich in den Bemühungen für den gelähmten Prinzen Alexander zu Hohenlohe, in seiner Anteilnahme am Ergehen der Japanerin Asa, in seiner Sorge für die Zukunft der Malerin Madame Klossowska und ihrer Söhne Pierre und Baltusz. Das Freundschaftsverhältnis zu André Gide wird lebendig; politisch-kosmopolitische Gedanken treten zutage; pädagogische Interessen in Rat und Anwendung; schöne, lebendige Schilderungen von Städten und Landschaften, von Begegnungen mit Menschen. Wieder und wieder begegnet dem Leser der reizvolle Humor Rilkes. Knapp, offen und schlicht, aber nicht weniger gewichtig in ihrer Sachlichkeit sind seine Berichte über seine dichterische Arbeit. In ihrer Haltung einer Freundschaft aus der Distanz gehören diese Briefe, um eine Charakterisierung Dieter Bassermanns zu gebrauchen, nicht zu den «verströmenden», sondern zu den «aufgerichteten»; sie sind einfach, unmittelbar, vertrauend und herzlich und bewahren selbst in den persönlichsten Aeüßerungen ein besonderes Maß an Objektivität.

Frau Ruth Fritzsche-Rilke und dem Insel-Verlag in Wiesbaden sei für die Erlaubnis zu dieser Vorveröffentlichung herzlich gedankt. Die Buchausgabe, die sämtliche Briefe mit ausführlichem Anmerkungs-Apparat enthält, wird im Frühjahr 1953 im Insel-Verlag, Zweigstelle Wiesbaden, erscheinen.

An Frau G. Nölke

im Geiste der Lese-Stunden und Gespräche
erinnernd zugeeignet *

Und Dürer zeichnete das «Große Glück»
ganz übergroß, doch irdisch Stück für Stück,
des Frauen-Leibes fühlendes Gebäude.

Wers überholt und blickt danach zurück,
verliert ein Ewiges: *die große Freude.*

Rainer Maria Rilke.

Soglio
in der alten Bibliothek.

I

Chur, Neues Hôtel Steinbock,
am 22. September 1919 [Montag]

Verehrte Gnädigste Frau,

denken Sie, wie alles kam: wieder einmal bin ich für einen Versuch zur Ökonomie bestraft; was hätte mir gestern ein unabhängiger Wagen bedeutet! Die Post-Kalesche war abscheulich, ich mußte an den kleinen Bagrow-Aksákow¹ denken, der zum Tod des Großvaters fährt, so ungefähr, auch genau so endlos, war mir zu Muth. Immer höher in's Schneetreiben hinauf, in einer schließlich ganz verschlossenen Kutsche, in der zwei Contadini, die ins Fex jagen führen, das unmöglichste Kraut rauchten, endlich auch den vierten Gast, einen katholischen Priester, zum Rauchen verleitend. An allen Halten stieg die Gesellschaft lärmend aus und kam immer aufgethaner zurück, der «Prete» vor allem war nicht mehr aufzuhalten in seiner zahnluckigen, stimmlosen Wichtigkeit.

* Widmungsgedicht, das Rilke vor seiner Abreise aus Soglio in ein Exemplar seiner Uebertragung der «Sonette aus dem Portugiesischen» der Elizabeth Barrett-Browning einschrieb. Es handelt sich um ein Exemplar der Insel-Bücherei Nr. 252, in die der Insel Verlag in Leipzig 1919 die Sonette aufnahm. Die Verszeilen, ebenso die sämtlichen Briefe an Frau Nölke, waren bisher unbekannt. — Abbildung von Dürers Kupferstich «Das große Glück» oder «Nemesis», um 1500—1503, zum Beispiel bei Heinrich Wölfflin: Die Kunst Albrecht Dürers, 3. Aufl., München, 1918, S. 108.

¹ S. T. Aksákows Familienchronik. Im Insel-Verlag zu Leipzig. 1919. Dort Abschnitt VI, S. 279—284, Winterreise.

In Sils verließen uns die Jäger, worauf der Priester zusammensank und mit ganz verändertem Gesicht sein Brevier zu lesen begann, um damit nicht mehr aufzuhören. In der Thür des Posthofs von Maloja stand (errieth ich) Herr Mühlestein, fand aber keinen Platz in unserer lustigen Kalesche. Und immer mehr Schnee, Schnee, Kälte: Ihr Fußsack versuchte mich von unten herauf zu trösten; aber wenn ich je Schnee gehaßt habe, so wars gestern! Der gute Hubert Landau² war wirklich, trotz Unwetters, an der Post, aber ich hatte schon den Entschluß gefaßt, weiter nach Chur durchzufahren; das schien mir unmöglich, in dieser Unwirtlichkeit mich aufzuhalten. L. begriff das sehr gut. Mir aber thuts nun herzlich leid, ihn versäumt zu haben. Um zehn Uhr war ich in Chur, leider mit gründlichen Kopfschmerzen versehen. Heute hab ich mir schon zwei Führer durch Chur gekauft, offenbar um darin zu lesen, daß die Stadt ein mildes Klima habe. Von hier erlaubte ich mir einen Beitrag zu der Kinder und Ihrem Nachmittags-Kaffee absenden zu lassen.

Mit den ergebensten Grüßen

Ihr R M Rilke.

II

Pension Villa Muralto, Locarno, Tessin,
am 21. Dezember 1919 [Sonntag]

Liebe Gnädigste Frau,

es ging von Ihrem Briefe soviel Häuslichkeit aus, gesicherte und thätige, — Sie wissen gar nicht, wieviel, — ohne zu fragen hab ich den Athem davon für mich genommen. Ich hatts nöthig: denn, Sie sehen, es steht *nicht* Castello San Materno über diesem (kleinen) Brief. Was soll ich viel klagen —, mit einem Wort: es hat nicht gestimmt, anpassen *wollt* ich mich nicht, das sollt es ja nicht sein, so bin ich gar nicht dort eingezogen. Une illusion perdue — die Enttäuschung war groß allerdings, und praktisch hat mich das Versagen dieser Zuflucht fast bis an den Rand der Rückkehr gestoßen, beinah hätt ich fortmüssen und noch ists nicht gesichert.

² Hubert Landau, geb. Berlin 1895, Kunstmaler, lebt jetzt in New York City. — Landau verbrachte viele Jahre seiner Kindheit in der Schweiz, ebenso seiner Gesundheit wegen 1915—1920 und später bis 1930 im Engadin. L. wohnte im Herbst 1919 im Privat-Hotel in St. Moritz. Durch R. lernte L. den schweizerischen Glasmaler Ernst Rinderspacher, der im Fexthal lebte, kennen, um bei diesem die ersten ernsthaften Studien im Zeichnen zu betreiben. Die Briefe Rilkes an L. sind etwa 1930 in Berlin verlorengegangen. Sie enthielten wesentliche Stellen über Malerei und Plastik.

Das wäre hart. Aber es ist auch nicht eben verweichlichend für mich, wieder in einer Pension zu sitzen; nach den vielen Wochen voller Öffentlichkeit, meint ich mir ein Besseres und genauer Schützendes verdient zu haben, noch einmal eine kleine unvermuthliche «Bibliothek»³. Doch wie dürfte man nach dem ersten Wunder ein zweites ähnliches verlangen, so monoton ist der liebe Gott nicht, er hat seine Karten tüchtig gemischt seiner Zeit, — nun giebt er, wies kommt. Meine Vorlese-Abende wurden immer besser, denn von Mal zu Mal lernt man, wie's am Eindringlichsten zu machen sei und, wenn mans kann, muß man aufhören. Winterthur war der letzte Abend⁴, ja, da habs ich nun wirklich gekonnt, ganz wenige Gedichte las ich nur und arbeitete im Übrigen an unserer Gemeinsamkeit, erfand, erzählte und lenkte die Leute, sie wußtens nicht, zu der Stelle hin, wo ich ihnen das nächste Gedicht aufrichten wollte, dann standen sie denn auch plötzlich dicht davor und hatten lauter Anlaß, sich einzulassen. Herrlich wars eigentlich; und gerade diese Probe an den Schweizern zu machen, an ihrer Widerständigkeit, die doch auch wieder (man merchts im Eindringen) etwas reines hat.

In Winterthur, denken Sie, sah ich Frau von Salis (die pagenhafte, die ja, wenn ich recht verstanden habe, dort wohnt); ich war bei den Reinhart's abgestiegen⁵, schlief in deren nicht schönem, aber mit schönen Sachen erfülltem Haus, unter einem Dach mit einem eben aus Paris erworbenen Greco. Fast soviel Freude wie an diesen mannigfachen, von vier verschiedenen Brüdern angesammelten Dingen, hatte ich an dem Reinhart'schen Geschäftshause, in Firma Gebrüder Volkart. Import aus Indien, die Musterkammern voller Düfte, und überall Gegenstände, die die greifbare Fremdartigkeit an sich haben, sei's in der Gestalt, sei's im Geruch, — alle Gewürze, Wurzeln, Nüsse und Rinden der indischen Welt, ein Geschäft voller Geheimnis, voller Figur, gar nicht ins Geld verflüchtigt, ganz Bild und weitgespannter Zusammen-

³ Die alte Bibliothek der Casa Battista in Soglio.

⁴ Rilke las am Freitag, den 28. November 1919, abends 8 Uhr, als Auftakt zum 1. Vortragszyklus der Literarischen Vereinigung im Theatersaal des Kasino Winterthur. Die Voranzeige schrieb Hans Reinhart. Am 1. 12. 1919 berichtet R. der Gräfin Mariette Mirbach: «... und schloß mein kurioses öffentliches Benehmen eben, Freitag, in Winterthur ab, in einem kleinen alten Theater lesend, vor grünem Vorhang bei zwei Kerzen, im Rahmen einer altmodisch einfachen Szene, die rechts und links von einer biedermeierischen Muse flankiert war ...»

⁵ Rilke wohnte im Haus Rychenberg, in dem nach dem Tode des Vaters Dr. Theodor R. die Brüder Hans und Werner Reinhart einige Jahre gemeinsam lebten.

hang —, in den Kontors Stiche der alten Faktoreien und die Bildnisse der Gründer; zwei Brüder Volkart, in den Fünfzigern Jahren des vorigen Jahrhunderts, der eine starb jung, da er eben, mit seiner jungen Frau von Indien herüber wollte, sein neues großes Haus in Winterthur beziehen. Dann kam die Frau allein in das fertige große Haus, die kleine Frau, von ihrer weiten weiten Reise, die sie seit Marseille im Postwagen fortsetzte —, Gott, was muß sie in diesem Wagen allein gewesen sein! Bei den Volkarts gabs dann in der übernächsten Generation keine Söhne mehr, sie starben als Kinder, und so ging der sicher gegründete Betrieb an den im vorigen Jahr verstorbenen Dr. Theodor Reinhart, (großen Sammler), der mit einer Volkart verheiratet war. Und nun ists an dessen vier Söhnen, d. h. an dreien, der eine Hans, schreibt und hat sich an Steiner so ziemlich überliefert . . . — die anderen drei, thätigen, von denen jeder alle Länder kennt und mehrmals in Indien war, haben ihren Blick am Metier geschult und während er zwischendurch an schönen Dingen aller Zeiten und Landschaften ausruht, erfaßt er deren Werth mit Frische und Festigkeit. Bei Werner Reinhart sah ich, stundenlang, Mappen mit indischen und persischen Miniaturen durch, die mir unerschöpflich sind, seit ich einige Blätter höchsten Ranges einst bei einem pariser Sammler bewundern gelernt habe.

Werner Reinhart hat mich übrigens gestern unerwartet hier besucht —, Menschen, Beziehungen —, Sie können sich denken, wie viele sich ergeben haben, in Bern, vorzüglich schöne in Basel, — dort hatte ich die Freude, Wanda Landowska wiederzusehen, die Freude und zugleich die Sorge: sie ist zerstört durch den gewaltsamen Tod ihres Mannes, — sie stürzt sich in ihre Arbeit, geht auf die anstrengendsten und eiligsten Tournées ein, jetzt wird sie in Spanien sein, vermuthlich, — das alles nur, um sich nicht leben zu hören; und in diesem Hohlraum ihres Schmerzes, spielt sie den Menschen ihre süße entzückte Musik, an die sie selber nicht mehr glauben kann.

Hubert Landau —, wie geht es ihm? ich hatte seinen Brief — und schreibe ihm einmal, so wie meine Stabilität mir die Aufarbeitung meiner Rückstände erlaubt. In der Kurliste des Engadin sah ich ihn im Privat-Hotel an erster Stelle, die Gräfin Lonáy⁶

⁶ Fürstin Lónyay, geb. Prinzessin Stephanie von Belgien, geb. 1864, Witwe des in Mayerling 1889 unter nicht geklärten Umständen aus dem Leben geschiedenen Kronprinzen Rudolf von Oesterreich, seit 1900 wieder verheiratet mit dem Comte Elemér Lónyay; mit diesem kam sie jedes Jahr in das Privat-Hotel St. Moritz, in dem auch Hubert Landau wohnte.

nicht mehr, Herrn von Rosenberg⁷ auch nicht mehr, überhaupt nur eine kleine Gruppe.

Hier ist's leer, so ziemlich. Im Grandhotel, wo ich die ersten Tage gewohnt habe, giebt es den König von Bayern⁸, der hier, einfach als Vater seiner alten Töchter, vielmehr Dignität hat, als da er in latschiger Bürgerlichkeit Münchens Großpapa vorstellte. Sonst wüßte ich kaum, wen nennen.

Weihnachten. Vor der allgemeinen Thüre ists, vor meiner ist ein kleiner Gang, der mir meistens die Freundlichkeit erweist, leer zu sein. Ich weiß nicht, ob ich mir vor der Hand mehr wünsche. Doch, gut wärs schon, Gott sähe einmal her und wäre ein wenig genau zu mir. Keyserling's Reisetagebuch hab ich seit so langer Zeit für Sie bestellt, daß ich nicht zweifeln konnte, es würde meine Weihnachts-Grüße an Sie begleiten dürfen. Nun kommt es doch zu spät: aber es kommt!

Den Kindern hätt ich sogern irgend ein Zeichen meiner Erinnerung zum Fest geschickt, von San Materno aus hoffte ich für alle Wege Ruhe zu haben, nun gingen mir die Tage mit Wohnungssuche und Ungewißheit hin und was von ihnen etwa blieb, hat die Verdrießlichkeit aufgezehrt.

Aber mit Grüßen und Gedenken mögen mich auch die Kinder, Hans besonders, herzlich gegenwärtig wissen. Und Asa.

In viel Erinnerung und getreuer Ergebenheit

Ihr Rilke.

P. S.:

Ach der rothe chinesische Mantel! Ist er schon geopfert auf dem Altar des In-der-Schweiz-Bleibens? Auch ich mußte ein wenig Abschied von ihm nehmen; wie sehe ich noch sein Roth, das so anders war und doch so taktvoll verträglich in der Buntheit des sommerlichen Gartens.

Liebe Gnädigste Frau, es wäre rathsam, sich bald einmal wiederzusehen, denn eben, hinter dem Schluß, merk ich, daß ich Ihnen rein nichts erzählt habe. Nichts zum Beispiel von den Pitoëffs⁹. Sagt Ihnen der Name etwas? — Ein Russe, der mit seiner Frau, die auch Russin ist, in Genf eine kleine französische Theatertruppe gebildet hat, die Stücke aller Länder spielt, für meinen Begriff, diejenigen, um die sichs handelt. Pitoëff selbst ist ein (ich

⁷ Hofrat Gabriel Jacques von Rosenberg, Russe von Geburt, lebte damals mit seiner Tochter in St. Moritz, im Winter im Tessin.

⁸ König Ludwig III (1913—1918), 1845—1921, lebte nach der Abdankung in der Schweiz und starb in Sarvar (Ungarn).

⁹ Rilke war mit dem russischen Schauspieler Georges Pitoëff (1888 bis 1939) befreundet und verfolgte seine Theaterpläne mit stärkstem Interesse.

weiß wohl was ich sage) großer Schauspieler und treibt sein Métier vom Geiste aus und vom Entzücken, das er selbst darin findet. Sie wissen, wie selten mir sonst die Bühne etwas zu sagen hat, wie ich ihr mißtraue. Aber diese gilt auch für mich. — Später war ich mehrmals mit den Pitoëffs zusammen, Russen: wie sollten wir einander nicht lieben! Ich erzählte ihm das Stück von der weißen Füchsin¹⁰, der Göttin. Wie hat ers aufgefaßt! Er wills spielen: keine Aussicht, das ihm vorzubereiten?

(Pitoëffs spielen französisch, aber alle Theater der Welt beschäftigen und erfüllen ihn, er läßt sich alles übersetzen (obwohl er arm ist) und lebts und formts und hats in den Gliedern, im Gesicht, in jedem Finger seiner Hände, wenns ihn ergreift.)

Genug, sonst werdens noch viele Blättchen, wenn ich an diesen Menschen denke.

Und nochmals das herzlich Versicherte, nochmals und dauernd

Ihr R.

Am 22. früh.

Ich öffne den Brief noch einmal: Nun hätte ich beinah noch den ohnehin so späten Dank vergessen:

Für die rückgesendeten Bücher, die mich erreicht haben. Und die Nüsse, die geschälten. Dank. Sie betonten das fehlende Kästchen, das sie in Japan umschlossen haben würde, nun für mich (denn uns rückt doch das Kostbare immer mehr in die Unsichtbarkeit) für mich war die liebe Mühe des Schälens die Schale, aus der ich die Nußkerne nahm, Nuß für Nuß. Herzlichsten Dank!

III

Venedig, Palazzo Valmarana à San Vio,
am 24. Juny 1920 [Donnerstag]

Liebe Gnädigste Frau,

vermuthen Sie's —? Ich bin in Venedig¹¹ seit 14 Tagen, — Wiedersehen und Wiederfassen beschäftigen mich so völlig, daß ichs

¹⁰ Frau Nölke nennt es in ihren Briefen in japanischer Sprache Inari-sama. Rilke muß den Inhalt schon in Soglio von Frau N. und Asa gehört haben. Frau Asa schrieb damals nach Japan, um einen Text zu besorgen. Eine Aufführung ist nach dem Verzeichnis der von Pitoëff inszenierten Stücke in «Georges Pitoëff — Notre Théâtre», Paris 1949, G. Desgrandchamps, Imprimerie, nicht feststellbar.

¹¹ Rilke kommt am 11. Juni 1920 nach Venedig, wo er die Fürstin Marie von Thurn und Taxis trifft. Er bleibt dort bis etwa Mitte Juli 1920.

Ihnen noch nicht melden konnte. Denn dies ist ja nun das erste «Draußensein», die Schweiz ist doch nur ein Warteraum für mich, umso mehr, als ich keine Erinnerungen dort fortzusetzen fand. Hier dafür —, wie viele, wie unerschöpfliche! Ich kann — fragen Sie danach — nicht recht erzählen, wie ich mich benehme, die innerliche Leistung, die sich täglich ergibt, ist kompliziert, ist verwirrend, vielleicht auch nehm ich, unwillkürlich, den Ausweg, sie gar nicht immer zu vollziehen. Daß hier Alles unverändert ist, entspricht dem Wunsche, den ich im Stillen hergetragen habe, doch hab ich die andere Seite dieser Hoffnung nicht bedacht, die schmerzliche, daß auch ich es bin! Wenigstens scheint mir's so —, und das dürfte nicht sein nach sechs Jahren, die doch immerhin als Lebensjahre und als vergangen werden zu rechnen sein. Mein angehaltner Athem hat mich zwar einigermaßen konserviert über die zerstörerischen Verhängnisse hinüber und die Starre und Bewegungslosigkeit meines Herzens war mir mein bester Willen, — aber nun, seit ich an einst Geliebtem den inneren Zustand prüfen kann, erschreckt es mich doch, ihn, wider alle Natur, so unverrückt und unverwandelt zu sehen. Wie wir einander hier gegenüber leben, dieses Wunder von Stadt und ich —: wir könnten uns immer noch auf die Jahreszahl 1914 verständigen: das hat etwas entsetzlich Lebloses. Ich habe im Grunde eine große Furcht vor der bloßen Wiederholung (mit Ausnahme derjenigen Momente, da Wiederholung Rhythmus schafft) und hier wird mir nun vieles noch ein Mal zugemuthet in einer Repetition, deren ich mich ähnlich nicht zu erinnern weiß; weil doch sonst immer der Gegenstand oder man selber verwandelt war, oder es war mindesten[s] die trennende Luft inzwischen anders geworden, oder das Licht, oder die Empfindung des Auges. Nun rächt es sich an mir, daß ich mich, während des Verhängnisses zu angehaltenem Dasein gezwungen hatte, — Venedig steht zwar nicht an, aber es überlebt nach rückwärts wie in Spiegelbildern, nur eine handgreifliche Zerstörung würde es datierbar machen. Wie hat es Grund, allen seinen vielen Kirchenheiligen rühmend zu sein! Man sieht Karten mit Einzeichnung aller ausgeworfenen Bomben; bis auf drei, vier, sind alle ohne Wirkung geblieben, in der Frari-Kirche, neben der großen «Madonna des Hauses Pesaro» ist ein schlankes Fliegergeschöß aufgehängt, wie ein riesiges eisernes Ohrgehäng, das in der Nähe einschlug, ohne anderen Schaden zu thun. Diese Kirche hat neue Dimensionen bekommen, ihre Höhe ist steigender, schwebender, himmlischer geworden durch die bloße Wiedereinsetzung der «Assunta» Tizians in den Rahmen des Hochaltars. In der Accademia, wo wir sie kannten, war diese Himmelfahrt Mariens ein

Gegenstand der Kunstgelehrsamkeit geworden, man konnte meinen, ihr alles an- und abzusehen. Nun, dem Raum ihrer ersten Bestimmung wiedergegeben, entfaltet sie wieder das doppelte Wunder der marianischen Vollendung und der tizianischen Extase, — die reine Gestalt auf dem Grunde des Chorhauses entschwingt sich, voll göttlichen Abschieds, steigt, drängt, himmelfährt und reißt die ganze Kirche aufwärts in die unermesslich eröffnete Seeligkeit endgültiger Himmel . . .

Dies eine sah ich, schon am zweiten Tage, — sonst aber bin ich weit entfernt, Bilder anzuschauen, in der Art der Fremden, kaum weiß ich mehr, wie man sich zu dergleichen zwingen sollte. Sitz ich in einer Kirche, so laß ichs im Ganzen um mich sein, wie Tagtägliches, wie Natur —, anders könnt ichs nicht mehr.

Bis vorigen Freitag war der Fürst Taxis hier, die Fürstin bis Montag. Dann zog ich in ihr (mein altes!) Mezzanino des Palazzo Valmarana, wo ich 1913 die Duse empfing¹² und mit allen meinen Rosen gewohnt habe. (Ein paar Bilder, etwas Silber ist gestohlen worden, sonst ist es das Gleiche.) Die italiänischen Bekannten haben die alte Beziehung sofort fortgesetzt, das Volk ist fremdenfreundlich und wohlgesinnt, aber der niedere Stand der Lira zeigt sich darin, daß man sie fürchterlich haufenweise ausgiebt.

Ueber der Unruhe der Zeit in Basel, ehe ich reiste, ist das Briefchen von Hans und ein so freundschaftliches Schreiben von Ihnen (oder gar zwei?) unbeantwortet geblieben. Meine Reise mögs entschuldigen: sie war keine kleine Sache für mich. Viel Liebes Ihnen Allen. Treuesten Gedenkens,

Ihr Rilke.

IV

Château de Muzot
sur Sierre
Valais

am 23. April 1923 [Montag]

Verehrte und liebe Gnädigste Frau,

meine Feder ist ganz eingespannt, die ziemlich zahlreichen Uebertragungen dieses Winters (Gedichte aus dem Buche *Charmes* von *Paul Valéry*) abzuschreiben, überdies erwarte ich heute oder

¹² R. irrte sich in der Jahreszahl (so auch sonst in den damaligen Briefen). Der venezianische Sommer war der des Jahres 1912.

morgen Besuch (die Gfn. Mary Dobrzensky, meine erste schweizer Gastfreundin, damals in Nyon, Sie erinnern!) —, so wäre zu befürchten, daß ich noch tagelang nicht ans Schreiben käme, wenn ich nicht rasch, heute, diesen freien Augenblick wahrnehme, wenigstens kurz Ihr freundschaftliches Schreiben zu erwidern¹³. Es war mir wieder voll guter Nachrichten von Ihnen; die Befriedigung, mehr, *der Frieden*, den Ihnen Winkl gewährt, sind kostbare Dinge, — und Sie sind sich dieser Kostbarkeit nicht nur bewußt, Sie machen sie, in stiller freudiger Wirksamkeit, zu etwas Natürlichem und fast Einfachem, zu einer fruchtbaren Wirklichkeit. Sie haben die große reiche Begabung, in jedem Tage, der kommt und ist, das Leben selbst zu sehen und anzureden, und so antwortet es Ihnen auch immer auf der Stelle. In solcher Verfassung (die sich inzwischen noch bewährt und bewurzelt hat) durften Sie ruhig die große selbständige Aufgabe auf sich nehmen, die Sie sich und den Ihren täglich ertragvoll und reizvoll ausgestalten. Denken Sie, welcher Segen, sich nicht an den deutschen Schwierigkeiten zu verlieren und sinnlos auszugeben (wie die arme Mme K.¹⁴ es thun muß) —, sondern die Kräfte frei gehalten zu haben für ein im Stillen zu Leistendes: müssen Sie sich nicht sagen, daß Sie so den Kindern am Besten Sinn und Herz vorbereiten, ohne sie darüber einer Heimath zu entfremden, deren Heiles und Herkömmliches sie ja *in Ihnen* besser zu erkennen und zu lieben vermögen, als in der entstellten, von außen und innen ausgebeuteten Erscheinung Deutschlands. Was (um der Arbeit willen) mein Instinkt war, *heil* zu überstehen, das mag auch am reinsten *Ihre* Aufgabe bezeichnen; je reiner wir die noch guten Kräfte über diese Unterbrechungen hinüberretten, je mehr Nutzen wird die Zukunft aus ihnen haben!

Aber rasch noch zu Hans: ich finde Ihre Idee vortrefflich, ihn nun an der Oberrealschule, in den genannten Gegenständen, hospitieren zu lassen, um ihn schließlich dem Gymnasial-Abitur zuzuführen. Ich kenne die Schulverordnungen nicht, wäre aber der Meinung, daß er — wenn das geht — das Lateinische (*ohne* das

¹³ Brief von Frau Nölke vom 13. April 1923, in dem sie für die Sonette an Orpheus dankt, die Rilke ihr mit folgender Widmung übersandte: «Frau G. Noelke / freundschaftlich, / diesen geschlossenen Umkreis der Freude und Tröstung / R M Rilke. (Muzot, nach Ostern 1923).»

¹⁴ Die Malerin Baladine Klossowska, damals während der deutschen Inflation in Berlin, lebt in Paris. Von ihr die zehn Illustrationen zu Rilke: *Les Fenêtres*, Paris 1927, und verschiedene Porträtzeichnungen, die öfters veröffentlicht wurden. Ausgewählte Briefe Rilkes an sie: *Lettres françaises à Merline*, 1919—1922. Paris 1950, Editions du Seuil.

Griechische) betreiben sollte: woraus ihm für die Naturwissenschaften einerseits, andererseits für andere Sprachen und für das Sprachgefühl und Sprach-Benehmen überhaupt allerhand Nutzen sich ergeben dürfte. —

Die «*Sonette*»: ich war, da sie entstanden — der ganze erste Theil zwischen dem 2ten und 5ten Februar 1922 — selber so von dem Ansturm dieses unerwarteten Diktats und Auftrags überstürzt, daß ich sie erst jetzt, bei gelegentlichem Vorlesen, wirklich erfahre. Manches mag schwer verständlich sein auf den ersten und zweiten Blick, — aber ich hatte neulich die Freude, zu erproben, daß ich nun imstande bin, den ganzen Zusammenhang zu begreifen und mittels ein paar erklärenden Anmerkungen auch so mitzutheilen, daß nichts in zweideutigem Dunkel bleibt, höchstens in seiner eigenen strahlenden Dunkelheit, gegen die es kein Mittel giebt, als Einweihung, Eingewöhnung und Unterwerfung. — Wie gerne brächte ich Ihnen diese Gedichte einmal so, in meiner Stimme und durch mein Erlebnis unterstützt. Aber auch das fügt sich gewiß, früher oder später, mit einem Wiedersehen. — Die *Elegien* lassen immer noch auf sich warten, ich habe noch kein Exemplar gesehen. —

Alles Liebe den Kindern, Asa und Ihrem blühenden Obstgarten! In Freundschaft ergeben, Ihr
Rilke.

V

Château de Muzot
sur Sierre
(Valais) Schweiz,

am 10. November 1923 [Freitag]

Gnädigste Frau und sehr werthe Freundin,

Ihr Brief nach Malans ist noch ohne Bedankung geblieben; er hat mich noch dort erreicht, obzwar ich nur etwa eine Woche blieb. Ich fühlte mich nicht wohl genug, die kräftige Frohheit der Weinlese (die bevorstand) ohne Anstrengung mitzumachen. Ich habe auf allen Wegen unsere damalige Wanderung erinnert¹⁵, und

¹⁵ Rilke besuchte vom 17. 9.—20. 9. 1920 Frau Nölke im Chalet Wartenstein über Ragaz.. Vgl. Brief an Guido von Salis-Seewis v. 19. 9. 1920: «Da erst entschloß ich mich, meine Bekannte von Soglio her, Mme Noelke und ihre schönen Kinder auf dem Wartenstein zu besuchen,

es war fast das Schönste meines Aufenthalts, dieses Wiedererkennen einer Wendung, einer Wegbiegung, an der wir gezögert hatten, oder auch nur einer Stelle, wo die alten Gartenmauern uns fühlbar geworden waren. Der Garten des «Bothmar» war mir damals schon, in seiner wesentlichen Verzauberung, so nahegegangen, daß der Eindruck nicht übertroffen werden konnte. Auch gehen ja die Bewohner des unteren Hauses selten hinauf, es sei denn Wolf Salis¹⁶ (Guido's älterer Bruder) — der sich jetzt oben, zwischen den salis'schen Verwandten, ein bequemeres Absteigquartier einrichtet — wäre gerade da. Das Bothmar-Schloß wird erst einmal zu sich kommen, wenn es wieder einheitlich bewohnt sein wird; seine Auftheilung auf drei Miethsparteien (wenn auch aus der Verwandtschaft) hebt irgendwie das Gewicht des Hauses auf, nimmt ihm die Mitte, den seine Bedeutung bestimmenden Schwerpunkt. Erfreulich ist, daß Wolf Salis den Garten ganz in seiner Art erhält, den eingegangenen Buchs nachpflanzt und den alten vorhandenen, selber oft, zuschneidet: Sie erinnern dieses Gedräng dunkelgrüner Wände und Rundungen, diese Pfeiler und Thürme aus dichtem Grün, die sich, von Terrasse zu Terrasse, vor dem Hinansteigenden, zu empfangenden Architekturen ordnen. Wie damals, bedauerte man das Weißübertünchtsein der Ränder an den beiden geschwungen umrahmten Wasserbecken. Staunte, wie damals, über die Steilheit der Steinstufen, diese Mühsälligkeit des Gehens in einer im Übrigen so zubereiteten Umgebung. Erkannte das unten ausgekorbte Geländer wieder an jener Treppe, die den seitlichen Altan des vorderen Flügels erreicht, eingengt von überhandnehmenden Rosen und wildem Wein. Konstatirte, hinter den Gitterstäben des inneren Thors, das unveränderte Schweigen, die scheinbare Unbetretbarkeit des «Pfauen-Hofs». Und verließ schließlich diese ganze in sich versonnene Welt durch jenes andere Gitterthor, an dessen oberer Theilung immer noch der runde rostige Kronreif sich hält, wagrecht, wie einem Größeren angeboten, wie auf einer Krönung *Mariens*. —

Die letzten Tage war dann übrigens auch Carl Salis¹⁷ da, mit seiner sympathischen Frau, — und er fragte nach Ihnen, am gleichen Tag, an dem Ihr Brief ankam, (und irgendwie reichte dann

und von da aus war nichts natürlicher, als dieser Weg durch die schönen reichen Täler, die Ihnen Heimat sind.» Rilke besuchte also am 18. 9. 1920 mit Frau Nölke Malans und Schloß Bothmar.

¹⁶ Dr. med. Hans Wolf v. Salis-Seewis, geb. Malans 1887, Besitzer des Schloßgutes Bothmar zu Malans.

¹⁷ Der Kunstmaler Carl v. Salis-Soglio, 1886—1941, und seine Gattin Ellie geb von Jenner.

Soglio herein, das ja in seiner Art nicht so verschieden ist, daß man es in einem Salis-Haus Graubünden's vergessen müßte.)

Ihr guter Brief (jemehr er mir von den Kindern berichtete, desto lebendiger mußte er mich anmuthen) — enthielt noch nichts über das Schicksal der Anverwandten Asa's¹⁸. Nun ist Mitte Oktober vorüber, der Termin zu dem Sie meinten, auf Nachrichten rechnen zu dürfen. Hoffentlich sind sie da, diese Nachrichten, und lauten beruhigend; ich denke sooft daran und jedesmal mit allen Wünschen, die sich dabei von selber einstellen.

Heute sind es genau vierzehn Tage, seit ich wieder auf Muzot bin, die Stille und Arbeit des Winters langsam vorbereitend. Die letzten Tage indessen gehörten fast völlig den Überlegungen, wie der Winter sich für Frau Klossowska gestalten soll und für die beiden Knaben; es ist drückend, selber — (wenn auch nur dank der Fürsorge von Freunden) — geborgen zu sein und Andere, die es besser verdienen, so um die bloße Stelle des Bestehens rathen und ringen zu sehen. Pierre¹⁹ muß, scheint mir, sehr gewachsen sein bei Ihnen: die Einflüsse Ihres bestärkenden Lebens, das er, ebenfalls gewagt und gefährdet, in so reinen Verwirklichungen sich durchsetzen sieht, — die schöne Gleichgesinntheit dazu, die Sie mit den Kindern verbindet,; alles das zusammen hat ihn besser getragen und gebildet, als die berechnetesten Umstände es vermocht hätten. Das Gefühl, daß er im Stillen viel weiter gekommen sei, hatte sich längst, aus allen Anzeichen, vorbereitet; wie schön aber ist es nun bestätigt worden dadurch, daß er sein Leben selbst, mit Übersicht und Bereitschaft, in die Hand zu nehmen entschlossen und fähig scheint! Ich weiß nicht, ob er Ihnen jene, aus seinem Stehgreif, an Gide geschriebenen Blätter gezeigt hat²⁰, ehe sie an meine Adresse abgingen. Ich habe keinen Moment gezögert, sie weiterzugeben —, und Sie kennen nun schon in jedem Fall die, über jede Erwartung günstige Erwiderung, die diesem blindlings versuchten Brief zu Theil geworden ist. Wenn nicht die wider-

¹⁸ Frau Asa stammte aus Tokio, das mit großen Theilen durch das Erdbeben vom 1. September 1923 zerstört wurde.

¹⁹ Der älteste Sohn von Mme Baladine Klossowska.

²⁰ Mme Renée Lang, Paris, die Bearbeiterin des Brfw. Rilke/Gide — sein Erscheinen steht bevor — theilte dem Hrsg. mit, daß der Brief von P. Kl. an Gide, den Rilke weiterleitete, nicht mehr vorhanden ist. Gide antwortete Rilke am 1. 11. 1923: «Tant de zèle et de ferveur mérite l'aide et la récompense. Je suis fermement décidé à l'aider, de quelque manière que ce soit, c'est-à-dire de toutes les manières... Je m'arrangerais de manière à l'héberger les premiers jours, et tant que je resterai à Paris moi-même... Je chercherais avec lui et le présenterais à quelques amis qui pourraient aider ma recherche.»

spenstigen Hindernisse, von denen die Zeit überfüllt ist, seine Ausreise überhaupt vereitelt, so steht Pierre an der entscheidenden Wende seiner Jugend. Da bitte ich Sie nun, verehrteste Freundin, uns, da Sie ihn seit Monaten kennen, — uns und ihm — mit Ihrem Rathe beizustehen. Halten Sie ihn, so wie er ist, für fähig, jene mit einem Schlag selbständige und erwachsene Existenz, zu der ihm mit allen Mitteln großmüthig zu helfen, Gide bereit ist, anzutreten, sie anzutreten in der fremden übergroßen, zugleich zu Allem hinreißenden und wieder rücksichtslosen Stadt? (Wenn ihn, sag ich mir, bei diesem Wagnis, etwas unterstützen und vielleicht schützen könnte, so wärs eben seine Sehnsucht dorthin, nach dem wunderbaren Boden seiner Kindheit, und daß ihn die Erfüllung dieser Sehnsucht, unerhört wie sie wäre, unendlich zu sich selbst verpflichten müßte.) Pierre war sooft, weiß ich, glücklich, sich Ihnen anzuvertrauen; so wird er nicht unterlassen haben, Ihnen vorzustellen, wie abgebunden sein Leben in Berlin ist, wo schließlich niemand, und erst recht niemand von der Bedeutung André Gide's, ihm eine Hand auch nur halb so weit entgegenstreckt. Wenn er also jubelnd, taumelnd *Ja* sagt, einem Angebot gegenüber, das Alles zu umfassen scheint, was er als Lebensinhalt und -Aufgabe zu erträumen je wagen konnte, — so bleibt uns (scheint mir) keine Wahl, als das vorsichtiger und bedenklichere *Ja* seinem stürmischen nachzuschicken.

Ist es aber an dem, daß man diesen Schritt zugiebt, so thut es noth, die Schwierigkeiten ins Aug zu fassen, die der Reihe nach, die nächsten sind: die der Ausreise. Es ist viel verlangt, aber ich bäte Sie, ihm auch darin, nach Thunlichkeit, beizustehen. Am französischen Konsulat in Bozen ein Visum für die direkte Ausreise nach Frankreich zu erhalten, dürfte so unmöglich sein, daß von jedem derartigen Versuche abzusehen ist; aber die Einreise *in die Schweiz* zu erreichen, müßte bei der entsprechenden schweizerischen Instanz eher durchgesetzt werden können, besonders, wenn es sich um einen knapp befristeten Aufenthalt auf schweizer Boden handelt und wenn eine bestimmt lautende Aufforderung oder Einladung, nach Zürich zu kommen, vorgewiesen werden kann. Eine solche beizusteuern haben wir einem einflußreichen Freunde der Familie K. — Professor Strohl²¹ — nahegelegt, der sich auch schon auf das Herzlichste bereit erklärt hat, Pierre, für die letzte Novemberwoche, bei sich, in der Nähe von

²¹ Von 1915—1942 Professor für Zoologie an der Universität Zürich. 1921 Direktor des Concilium Bibliographicum (Zürich), einer Weltorganisation für naturwissenschaftliche Bibliographie. Die Briefe Rilkes an Prof. Jean Strohl sind bisher nicht veröffentlicht.

Zürich zu logieren, bis jener Wink Gide's erfolgt, dem Pierre dann, von dort aus, am Raschesten folgen müßte. Diesen Weg vorzubereiten und zu eröffnen würde die Aufgabe des züricher Freundes sein, so daß, von Meran aus, nur die Einreise in die Schweiz zu besorgen wäre. Auch für diese übrigens wird Professor Str., bei den züricher Behörden, die nöthigen Erkundigungen einziehen, und da alles ja auch an seiner Einladung hängt, so wird vielleicht in Bozen wenig versucht werden können, bevor er uns über die Ergebnisse seiner Schritte in Zürich berichtet und uns im Weiteren beräth. Ein verfehlt oder zu drängender Anspruch kann leicht verstimmen, zumal, wie ich höre, alle Bedingungen wieder verschärft und erschwert worden sind. Es bliebe nun, liebe Gnädigste Frau, Ihrem Ermessen überlassen, ob Sie es richtig fänden, noch vor Einlangen der strohl'schen Rathschläge, jemanden in dieser Angelegenheit anzusprechen. Etwa insofern, daß man anfragte, ob jene formelle Einladung aus Zürich vorausgesetzt, die Ausreise kurzerhand bewilligt werden könnte, oder was etwa Pierre noch nöthig hätte, um diese Erlaubnis rechtzeitig zu erhalten? (Eine Autorisierung seines Vaters²² z. B. könnte unter Umständen verlangt werden). Vielleicht haben Sie irgendwelche Beziehungen zu den schweizer Behörden in Bozen, die die *démarche* erleichtern. Ich weiß, es ist unbescheiden genug, Ihnen derartiges zuzumuthen: aber der Antheil, den Sie an Pierre's Schicksal und Zukunft nehmen, dürfte Sie ja ohnehin, an diesem für ihn so entscheidenden Ereignis, irgendwie betheilig halten. Und er wird selbst, der glückliche Junge, so sehr von den Hoffnungen, die ihn erschüttern, übergehen, daß das ganze Haus ein paar Tage in der Richtung seines Herzens wird mitgerissen sein, sowieso.

Da bleibt mir noch die letzte Bitte: dämpfen Sie ein klein wenig seine Freude, indem Sie ihm die mächtigen und stumpfen Schwie-

²² Dr. Erich Klossowski, geb. Ragnit (Ostpreußen), gest. Paris 1939, lebte in Paris. Maler und Kunstschriftsteller. Er veröffentlichte 1908 bei R. Piper in München eine Monographie über den Maler Honoré Daumier, 2. Aufl. 1923 ebenda. (Man vergleiche dort Abb. 90 z. B. die Kohlezeichnung «Les Saltimbanques» zu dem Aquarell der Sammlung Jonides im Victoria and Albert Museum London, mit dem die Trommel schlagenden Alten [5. Duineser Elegie]: «Da: der welke, faltige Stemmer, der alte, der nur noch trommelt, eingegangen in seiner gewaltigen Haut...»), Rs Kenntniss der verschiedenen Saltimbanques-Blätter Daumiers ist m. W. noch nicht überprüft. (Schon 1898 kannte Rilke Daumier: «... il va souvent chez Cassirer, notamment pour admirer les Daumiers...» J.-F. Angelloz: Rilke. Paris, Mercure de France, MCMLII, p. 47.)

rigkeiten gegenwärtig halten, die noch zu überwinden bleiben. Seine aufflammende Freude ist voriges Jahr enttäuscht worden. Ich werde die Sorge nicht los, es könnten die Hindernisse noch einmal recht behalten, und ein nochmaliger Rückweg aus so hoher zitternder Erwartung müßte dann verhängnisvoll werden für sein zweimal plötzlich entspanntes Gemüth. Sei dieses vielmehr die erste Probe auf seine Selbständigkeit: daß er, mitten in der Vorfreude, Blick und Maaß behalte für die Bedingtheit einer zwar wunderbar nahegerückten, aber noch immer zehnfach gefährdeten Erfüllung.

Sowie Professor Str. mir über das von ihm Erreichte berichtet, werde ich das Wichtigste davon an Sie und Ihre gütige Umsicht weitergeben. Denn Gide will gegen Ende des Monats in Paris sein und wir müßten sehen, Pierre, für alle Fälle, um den zwanzigsten herum reisefertig an das Thor seiner Zukunft zu entlassen.

Wird es gelingen? Möge es!

Ich reiche Ihnen beide Hände voller Dankes, und bin
in der ergebensten Freundschaft

Ihr Rilke.

Alles Liebe den Kindern und für Asa.
(Ein kleines Wort für Pierre beiliegend).